

Friedens- und Konfliktwissen dekolonialisieren

„[T]he need to resist [colonialism] is without end.“

LINDA TUHIWAI SMITH (2012: 198)

„Decolonization must offer a language of possibility, a way out of colonialism. [...] [T]hat language of possibility exists within our own alternative, oppositional ways of knowing.“

(EBD.: 204)

Der epistemischen Gewalt, die dazu beiträgt, dass die Analysen der vier vorgestellten basispolitischen Organisationen aus Afghanistan ein bisher weitgehend unbekanntes, „nicht-existent produziertes“ (vgl. Sousa Santos 2004) Wissen sind, stelle ich diese Arbeit entgegen. Die Darstellungen des bisher weitgehend übergangenen Friedens- und Konfliktwissens der vier afghanischen, basispolitischen Organisationen – der Feministinnen von RAWA, des Opferverbandes Social Association of Afghan Justice Seekers, der Solidaritätspartei Afghanistan, die eine anti-fundamentalistischen, demokratischen Bewegung aufbaut, und der künstlerischen Menschenrechtsorganisation AHRDO – bieten neue Perspektiven auf die Konfliktsituation in Afghanistan. Es geht mir nicht darum, die Nicht-Repräsentierten hereinzuholen und Lücken des Eurozentrismus zu füllen. Diese Analysen sind nicht einfügbar, sondern stellen die Idee des liberalen Peacebuilding grundlegend infrage. Denn es gibt vernünftiger Alternativen.

Die vier ausgewählten Organisationen bringen die Einmischung der Interventionsstaaten und deren Auswirkungen in Verbindung mit kolonialer Politik, nennen diese auch kolonial und werden von mir deshalb auch als anti-koloniale Bewegungen begriffen. „[W]hile the world embrace the astonishing progresses, we in Afghanistan choke on the old games of colonization“, erklärt beispielsweise die Social Association of Afghan Justice Seekers (SAAJS-Erklärung, 19.08.2014). Die sozialen, anti-kolonialen Kämpfe werden geführt, vielfältige Aktivitäten und Debatten für Frieden mit Gerechtigkeit, Frauenrechte und wirkliche Demokratie

finden statt. „Es ist besser, Ihr verschwindet. [...] [L]asst uns in Ruhe mit unseren Feinden. Es ist unsere Verantwortung, [...] uns selbst zu befreien.“ (Zoya, RAWA, 21.06.2008) Im Dezember 2016 machte Selay Ghaffar, Sprecherin der Solidaritätspartei Afghanistan, auf einer Deutschlandreise deutlich, dass es eine Geschichte von Widerstand in ihrem Land gibt und dass dieser auch heute lebendig ist. Sie sind derzeit noch schwach, weil demokratisch und fortschrittlich Denkende über Jahrzehnte von allen Seiten angegriffen und vernichtet wurden. Nun ist es schwer, Zuversicht wieder zu verankern. Doch sie sind hoffnungsvoll für zukünftige Entwicklungen. Frauenbewegung, fortschrittliche Bewegung, revolutionäre Bewegung, ob stark oder schwach, die Stimmen sind da. „Wir sind schwach, aber wir haben die Kraft der Menschen hinter uns, wir sind mitten zwischen den Menschen und haben deren Unterstützung.“ (Ghaffar, Veranstaltung in Greifswald, 01.12.2016, Mitschrift d. A.) Ghaffar erklärt, dass das imperialistische Gesicht der internationalen Staaten längst aufgedeckt ist und es beinahe jeden Tag Proteste gibt. Die kurdische Bewegung wirkt inspirierend, beschreibt sie, insbesondere ist der erfolgreiche Widerstand gegen die Angriffe des Islamischen Staates in Kobanî ein Vorbild, wie auch der bedeutende Platz der Frauen in dieser Revolution.

Welche Rolle nehmen wir in Europa ein? Welche als Wissenschaftler*innen? Welche als Aktivist*innen, wenn wir das trennen möchten? Edward Said hatte kritische Intellektuelle ermahnt, sich nicht mit ihren Äußerungen anzupassen an das, was sich gut vermarkten lässt, und imperiale Diskurse nicht nur kritisch zurückzuweisen, sondern an der Seite der Nicht-Repräsentierten zu stehen, unangenehme Fragen zu stellen und kritisch für Veränderungen zu intervenieren (vgl. Said 1994). Historischer Kolonialismus und Imperialismus haben die heutigen Weltverhältnisse geprägt und setzen sich in neuen Formen fort (vgl. bspw. Gruffydd Jones 2006; Smith 2008; Castro Varela/Dhawan 2005). Eine Dekolonialisierung des Wissens wurde auch nach der formal-politischen Dekolonialisierung der Welt lange nicht praktiziert und befindet sich noch in den Anfängen. Die Kolonialität heutiger Wissensformen und umfassend in den Machtverhältnissen braucht angesichts der verheerenden Folgen dekolonisierenden Widerstand auf vielen Ebenen. Auch wissenschaftliche Tätigkeit kann sich daran orientieren und fragen, „how to put research in the favour of decolonial processes of change“ (Decoloniality Europe 2013: 1), wie es in der Charta dekolonialer Forschungsethik formuliert wird. „[Wissenschaften] können [...] sowohl Orte der Disziplinierung, Standardisierung und Normierung im Sinne herrschaftsversichernder Diskurse sein, als auch Orte des Widerstands.“ (Singer 2005: 19) John Holloway, Soziologe an der Benemérita Universidad Autónoma de Puebla in Mexiko, spricht von der Notwendigkeit einer Forschung, die darüber nachdenkt, wie wir die soziale Organisationsform loswerden, die uns zerstört (Holloway 2015: 17):

„Throw away ambivalence. Say with confidence: The only scientific question left is, How do we ensure a future for humanity? And that includes: How do we get rid of the system that is destroying us? How do we think of our studies as part of the struggles against capitalism and to create a different world?“ (Holloway 2015: 14)

John Holloway betont, dass es keine Neutralität gibt, kein Zuschauen, keine objektive Beobachtung. Als Forschende können wir nicht außerhalb der sozialen Konflikte stehen, die Gesellschaft ausmachen (ebd.: 12). In der Friedens- und Konfliktforschung braucht es nach meinem Verständnis mehr politische Auseinandersetzungen, eine Repolitisierung. Wir müssen uns wieder streiten und politisch positionieren. Jede Forschung ist politisch. Es braucht auch eine Positionierung, die sich traut, offen gegen bestehende Ordnungs- und Herrschaftsverhältnisse, nicht zuletzt gegen die patriarchale, kapitalistische und rassistisch-eurozentrische Durchdringung aller Welt- und Lebensverhältnisse, zu sprechen.

Richard Jackson vertritt, dass geforscht werden kann, wie Konflikte geschärft werden, um ungerechte, Gewalt erzeugende Systemstrukturen zu verändern, statt die Probleme der Erhaltung des Status Quo zu lösen (vgl. Jackson 2015: 23-24). Angesichts einer Friedens- und Konfliktforschung, die vor allem danach strebt, globale Konflikte zu kontrollieren und zu unterbinden, um den generellen Status Quo zu erhalten, die dabei auch Gewalt und Militarismus gutheißt, die als friedens-erzwingende Operationen, Anti-Terrorismus-Operationen oder humanitäre Interventionen für eben dieses Ziel der Konfliktkontrolle eingesetzt werden, schlägt Richard Jackson vor, die positiven Aspekte von Konflikten zu begreifen (vgl. Jackson 2015). Mit Verweis auf den schwedischen Friedensforscher Herman Schmid (1968) beschreibt Jackson Konflikte als notwendige Voraussetzung für jene Art revolutionärer Systemveränderungen, die erforderlich sind für die Beendigung struktureller und kultureller Gewalt. Dies sei der Weg zu Bedingungen für positiven Frieden und soziale Gerechtigkeit (vgl. Jackson 2015: 23).

Dekoloniale Forschung braucht zusätzlich zur politischen Positionierung auch die epistemische Positionierung. Wir können nicht die epistemische Position der eurozentrischen, zudem universelle Gültigkeit beanspruchenden, westlich-institutionellen Wissenschaft beibehalten. Die Ego-Zentriertheit des autonomen, erkenntnisfähigen Subjekts, das sich idealtypisch außerhalb von Körper, sozialer und natürlicher Welt zu bewegen vorgibt, als ein Fundament der Wissenschaft hat eine zerstörerische Wirkung. Einen Gegensatz dazu bilden die relationale Epistemologie, die große Bedeutung der emotionalen, fürsorglichen, respektvollen und auch bescheidenen Kontaktaufnahme und Beziehungsgestaltung des Forschenden zu der sozialen Gemeinschaft, in der geforscht wird, die persönliche Sichtbarkeit und Rechenschaftspflicht und weitere Prinzipien aus dekolonialen Forschungsagenden. Sich daran zu orientieren, erfordert das Betreten eines unsicheren Terrains, das keine Credits und Karriereziele im akademischen Leistungs- und Konkurrenz-

system befördert. Dekolonialisierung der Forschung macht es zur Aufgabe, die epistemische Autorität und die Verteidigung eurozentrisch-rassistischer Privilegien der Person der Forscher*in aufzugeben und die delegitimierten epistemischen Perspektiven der Marginalisierten, die unsichtbar gemacht werden, zu übernehmen. Diese kommen ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Dieser Prozess erfordert viele ethisch-politische, methodologische und methodische Hinterfragungen und kooperative bzw. kollektiven Entscheidungen; das betrifft insbesondere den Schreibprozess. Es ist nicht damit erledigt, die Aufmerksamkeit anders auszurichten, indem andere Fragen gestellt werden. Auch Partizipation der Beforschten in der Forschung ist allein nicht ausreichend. Eine dekolonialisierende Forschung erfordert sehr viel Kommunikation und Reflexion, um Verständigung zwischen verschiedenen Wissensformen und Rationalitäten zu ermöglichen. Auch um Stück für Stück das kolonial-eurozentrische Denken, Wissen und entsprechende Wissenszugänge abzulegen, zu provinzialisieren oder/und in anderer Weise zu verändern, sind umfangreiche Reflexionen und Diskussionen erforderlich. Deshalb ist eine dekoloniale, kooperative Forschung als individuelles Projekt nur äußerst begrenzt durchführbar (vgl. Mutua/Swadener 2008). Stattdessen müssten kollektive Forschungspraktiken entwickelt werden, mindestens sollte sich eine Forschungsgruppe, ein diverses Kollektiv, für die Durchführung zusammenfinden.

In dieser Forschung habe ich Autorität hin zu den afghanischen basispolitischen Organisationen verschoben, die ich als Subjekte der Erkenntnis, die wertvolles Wissen produzieren, begreife. Ich habe deren Erkenntnisformen anerkannt. Es ging nicht um auszuwertende Daten, sondern um Friedens- und Konfliktwissen für handelndes Eingreifen und die historische Gestaltung von Gesellschaftlichkeit. Eine Verwertung des „empirischen Materials“ ohne kritische Hinterfragung der bestehenden, eurozentrischen, herrschaftsstabilisierenden Wissensformen würde die Kolonialität des Wissens nur verstärken, denn dann würden die Informationen von den sozialen Basisbewegungen in Afghanistan ausgebeutet, beispielsweise um Peacebuilding bzw. Interventions(kriegs)konzepte zu verbessern. Das wäre eine ausbeutende Forschung in der langen Tradition der Verwicklung – auch gut gemeinter – Forschungen mit neo-/kolonialer Praxis.

Hier wurde die Veränderung des Subjekts der Analyse als der Kern des zu bearbeitenden Problems der Forschung verstanden. Dabei habe ich mich auf dekolonialisierende Strategien bezogen: zum einen, wie diese von Meera Sabaratnam formuliert wird: „[A] decolonial or decolonizing project [...] must begin through a re-engagement with that which Eurocentric thinking suppresses or discounts [...]“. (Sabaratnam 2013: 270) Zum anderen habe ich die dekolonialisierende Strategie der Kontrastierung eines feststehenden, eurozentrischen, kolonialen Konzeptes – liberales Peacebuilding – bzw. einer Theorie – liberaler, demokratischer Frieden – mit nicht-einfügbaren Gegenerzählungen verfolgt. Diese Strategie

haben sowohl Sandra Halperin (2006), Mona Singer (2005) als auch Christine Löw (2009) ähnlich vorgeschlagen.

Es ist die Möglichkeit, die ich für Dekolonialisierung gewählt habe. Es gibt nicht nur diese Möglichkeit dafür, das drückt Ina Kerner sehr passend aus:

„Der Umstand, dass keinerlei Konsens darüber herrscht, welche dieser Strategien die am besten geeigneten sind, und zwar weder für die außerakademische noch für die akademische Praxis, könnte dabei auf den ersten Blick als Nachteil anmuten. [...] Aber vermutlich erfordert die Weiterführung der Dekolonisation der Wissenschaften und der Welt sowieso Maßnahmen ganz unterschiedlicher Art. [...] Zumindest an Möglichkeiten, die Sache in Angriff zu nehmen, mangelt es nicht.“ (Kerner 2012: 157)

Mir ist es wichtig ist, dass diese Arbeit oder Teile davon nicht verwertet werden für Projekte, die an den Problemlösungen zum Erhalt des Status Quo arbeiten. Ich wünsche mir, dass meine Forschung dazu inspiriert, neue Beziehungen und Strukturen für dekolonisierenden Austausch aufzubauen. Eine Grundlage davon besteht in der Freude am Verstehen von übergangenen Wissensformen und Handlungsweisen, die in Organisationen und Bewegungen entstehen, die die Möglichkeit nicht aufgeben, die zerstörerischen, gewaltvollen Normalverhältnisse zu überwinden. Eine weitere Grundlage ist der Wunsch, selber ein Teil der Veränderungsprozesse zu sein, mit einer entschiedenen Hinterfragung der kolonialen, eurozentrischen und patriarchalen Fundamente der Weltverhältnisse sowie der diese reproduzierenden Praktiken in den gesellschaftlichen Denk-, Lebens- und Arbeitsweisen. Akademisch wie auch außerakademisch können wir Formen des Austausches aufbauen, die zur Entwicklung einer radikal anderen Gesellschaftlichkeit und neuer Formen von Wissenschaft beitragen.

„Networking across the globe, across language and religions, and across institutions is one of the major tasks of decolonial thinkers and doers working toward global futures no longer controlled by the colonial matrix of power [...].“ (Tlostanova/Mignolo 2012: 24)

In diesem Sinne lade ich zur Kommunikation ein:

Revolutionary Association of the Women of Afghanistan (RAWA)
www.rawa.org/rawa/
rawa@rawa.org

Social Association of Afghan Justice Seekers (SAAJS)
www.saajs.com
victims.families@gmail.com

Afghanistan Human Rights and Democracy Organization (AHRDO)
www.ahrdo.org
info@ahrdo.org

Hezbe Hambastagi/Solidaritätspartei Afghanistan (SPA)
www.hambastagi.org
info@hambastagi.org

Außerdem:

Defence Committee for Malalai Joya
www.malalaijoya.com/dcmj/
dcmj.afg@gmail.com

Sympathisanten der Solidaritätspartei Afghanistan in Europa e.V.
Facebook: Hawakhwahane Hambastagi
sympathizersofspa@gmail.com

Coordinamento Italiano Sostegno Donne Afghane (CISDA)
www.osservatorioafghanistan.com
cisdaonlus@gmail.com

Network Afghanistan
network-afghanistan@nadir.org

Sowie:

Mechthild Exo
mechthild@so36.net